(194–217), eine Übersicht der honorierten Auftragsstudien mit mehreren Hundert Einträgen sowie weitere Tabellen zu Prüfzentren und Herstellern. Jede dieser Tabellen für sich genommen stellt bereits eine wertvolle Handreichung für die weitere Forschung dar. Zwar stören bei der Berliner Publikation Rechtschreibfehler, falsch platzierte Tabellen und stilistisch ungelenke Passagen die Lektüre unnötig (69, FN 12; 71, FN 21; 88–89; 99; 119; 129; 133; 269). Zusammen werden beide Studien jedoch noch lange unverzichtbare Nachschlagewerke zur klinischen Arzneimittelprüfung in der DDR bleiben.

Nils Kessel, Université de Strasbourg (FR)

Jenzer, Sabine; Keller, Willi; Meier, Thomas: **Eingeschlossen.** Alltag und Aufbruch in der psychiatrischen Klinik Burghölzli zur Zeit der Brandkatastrophe von 1971. Zürich, Chronos Verlag, 2017. 168 S. Ill. CHF 48.–. ISBN 978-3-0340-1414-4

Das Buch, das die Historiker Sabine Jenzer und Thomas Meier von der Züricher Beratungsstelle für Landesgeschichte sowie der Künstler und Fotograf Willi Keller herausgegeben haben, hat zwei Einsatzpunkte: zum einen die Brandkatastrophe vom 6. März 1971 in der psychiatrischen Klinik Burghölzli, bei der 28 Patienten, die meisten von ihnen untergebracht in der geriatrischen Abteilung der Klinik, ums Leben kamen; zum anderen eine Sammlung an Bildern, die Willi Keller, der zum Zeitpunkt des Brandes als Pfleger in jener Abteilung tätig war, wenige Monate zuvor aufgenommen hatte. Die Bilder sollten den Alltag einer stationären Psychiatrie dokumentieren und sind durch die tragischen Ereignisse des 6. März zugleich zur letzten Erinnerung an einige ihrer Opfer geworden. Das Buch versteht sich als «Hommage an die 28 Männer, die [...] ums Leben kamen» (S. 10).

Den Hauptteil des Buches bilden die 82 Schwarz-Weiß-Fotografien sowie die Bildbeschreibungen von Willi Keller. Eingerahmt wird dieser Bildteil von zwei längeren Textbeiträgen von Sabine Jenzer und Thomas Meier, in denen sie sowohl die Brandkatastrophe eingehender beleuchten als auch das Burghölzli der 1970er Jahre in den Kontext einer allgemeinen Auf- und Umbruchstimmung in der Psychiatrie stellen, markiert durch das Schlagwort der «Antipsychiatrie».

So werden im ersten Textbeitrag anhand vielfältiger Quellen (Zeitungsberichte, Befragungsprotokolle der Polizei, Gutachten etc.) die Ereignisse des 6. März sowie der darauffolgenden Tage minutiös nachgezeichnet. Die Debatten über die möglichen Ursachen des Brandes, die bis heute nicht geklärt sind, lenkten den Blick auf vorhandene Missstände in der Klinik, wie das Fehlen eines Alarmsystems oder den Mangel an Personal. Schnell wurde die Brandkatastrophe auch politisch vereinnahmt, wie die Autoren anhand einer Analyse der medialen Berichterstattung zeigen.

Auf diese Ausführungen folgt der Bildteil des Buches. Es sind Aufnahmen vom Außenraum der Klinik, die Patienten bei der Arbeit zeigen, Aufnahmen von den umzäunten Gärten und Höfen, die die Patienten wartend, um sich schauend, auf den Bänken sitzend oder liegend, in sich vertieft zeigen, sowie Aufnahmen vom Innenraum, von den Aufenthaltsräumen, den Arbeitsräumen, den Krankensälen, dem Baderaum, den monotonen Korridoren. Einzelne Patienten fotografierte Keller auch im Porträt: beim Kleben von Säcken, beim Zusammenklicken von Plastiktaschen-

bügeln, beim Rauchen. Als Beschreibender markiert Keller eine Position des Dazwischen, der mit den Patienten und den Räumen in spürbar enger Verbindung steht und in seinen Kommentaren auch Kritik an der Institution übt. Als Fotograf ist er ein einfühlsamer, die Distanz wahrer Beobachter. Und dennoch werfen die Bilder die Frage nach der rechtlichen Regelung ihrer Veröffentlichung auf. Willigten die Patienten in die Aufnahmen und ihre mögliche Veröffentlichung ein? Diese Frage, die sich beim Betrachten der Bilder unweigerlich stellt, bleibt im Buch ausgeklammert. Hier wäre nicht nur eine Stellungnahme der Autoren, sondern auch eine entsprechende Reflexion bezogen auf den Umgang mit entsprechenden Quellen wünschenswert gewesen.

Interviews mit PflegerInnen und ÄrztInnen, die in den 1960er und 70er Jahren im Burghölzli tätig waren, bilden die Basis für den abschließenden Textbeitrag des Buches. Die Gespräche gewähren einzigartige Einblicke in den psychiatrischen Alltag jener Jahre – Einblicke, die dem Gespräch vorbehalten sind und sich in schriftlichen Quellen kaum finden lassen. So zeigt sich unter anderem an den Ausführungen zu den sensorischen Eindrücken, die sich der Erinnerung der Befragten eingeprägt haben – wie Gerüche, Geräusche, Farben der einzelnen Abteilungen –, was die *oral history* als Methode der Wissensgenerierung leisten kann. Aus den Gesprächen mit den ZeitzeugInnen wird so unter anderem deutlich, welchen hohen Stellenwert im Kontext der Reformierung der psychiatrischen Klinik, die in den 1970er Jahren einsetzte, die Reformierung ihrer materiellen Kultur einnahm. Erwähnt werden das Aufheben von Kleidervorschriften für die PflegerInnen und ÄrztInnen, die Entfernung der Fenstergitter, das Abtragen der Anstaltsmauer, der Wechsel von Blechgeschirr zu «anständige[m] Geschirr» u.v.m. Aus den Interviews geht hervor, dass diese Eingriffe in die materielle Kultur der Klinik auf das Verhältnis zwischen PatientInnen, ÄrztInnen und PflegerInnen im Sinne einer Enthierarchisierung einwirkten und darüber hinaus auch Impulse für eine Entstigmatisierung der Klinik setzten.

Die Autoren erläutern, dass auf den «Einbezug ehemaliger Patientinnen und Patienten [...] bewusst verzichtet [wurde], da deren nicht minder interessante und wichtige Perspektive den Rahmen dieses Buchprojekts gesprengt hätte» (S. 11). Den Autoren ist beizupflichten, dass diese Perspektive in der Tat sehr spannend gewesen wäre. Denn so eindrucklich die Einblicke sind, die die Befragten in den Alltag einer stationären Psychiatrie geben, so sehr drängt sich beim Lesen auch immer wieder die Leerstelle in den Vordergrund, die die fehlende Patienten-Perspektive hier hinterlässt. Wie haben PatientInnen in jenen Jahren die psychiatrische Klinik erfahren? Welche Erinnerungen haben sie an die Atmosphäre der Klinik, an die Behandlungsmethoden, den Tagesablauf, an die PflegerInnen und ÄrztInnen? Und vor allem: Haben sie den Umbruch, den die ÄrztInnen und PflegerInnen beschreiben, auch als solchen wahrgenommen? Diese Anmerkung soll weniger als Kritik an dem an Einblicken reichen und überaus ansprechend gestalteten Buch verstanden werden, als viel mehr dazu anregen, in künftigen psychiatriehistorischen Forschungsprojekten, die noch auf Zeitzeugen zurückgreifen können, auch die Stimmen der PatientInnen zu berücksichtigen und miteinzubeziehen.

Monika Ankele, Institut für Geschichte und Ethik der Medizin
des Universitätsklinikums Hamburg-Eppendorf (DE)